

Auszug: Das Jahr magischen Denkens.

JOAN DIDION

übersetzt von: Antje Rávic Strubel

1.

Das Leben ändert sich schnell.

Das Leben ändert sich in einem Augenblick.

Man setzt sich zum Abendessen, und das Leben, das man kennt, hört auf.

Eine Frage des Selbstmitleids.

Das waren die ersten Worte, die ich schrieb, nachdem es passiert war. Das Datum der Microsoft Word Datei im Computer („Notizen zur Veränderung.doc“) lautet : „20. Mai 2004, 22:22“, aber in diesem Fall hatte ich die Datei nur geöffnet und reflexartig auf Speichern gedrückt, als ich sie wieder schloß. Ich hatte an dieser Datei im Mai nichts geändert. Ich hatte an dieser Datei nichts mehr geändert, seit ich diese Worte schrieb, im Januar 2004, ein, zwei oder drei Tage, nachdem es passiert war.

Lange Zeit schrieb ich nichts sonst.

Das Leben ändert sich in einem Augenblick.

In einem alltäglichen Augenblick.

Um mich daran zu erinnern, was mir an dem, was passiert war, das Merkwürdigste schien, hatte ich irgendwann erwogen, jene Worte hinzuzufügen: „der alltägliche Augenblick.“ Ich sah sofort, daß es nicht nötig war, das Wort „alltäglich“ hinzuzufügen, denn ich würde es nicht vergessen: das Wort ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Gerade das Alltägliche, das diesem Ereignis vorangegangen war, hielt mich davon ab, zu glauben, es sei wirklich passiert, hielt mich davon ab, es anzunehmen, zu verarbeiten, darüber hinweg zu kommen.

Nichts daran war ungewöhnlich, wie ich jetzt weiß: im Angesicht der Katastrophe konzentrieren wir uns auf die Belanglosigkeit der Umstände, in denen das Udenkbare passierte, den klaren blauen Himmel, aus dem das Flugzeug stürzte; die schnelle Besorgung, die im Straßengraben endete, das Auto in Flammen; die Schaukeln, wo die Kinder spielten wie immer, als die Klapperschlange aus dem Efeu schoß. „Er war auf dem Nachhauseweg von der Arbeit – fröhlich, erfolgreich, gesund – und dann, vorbei“, lese

ich im Bericht einer Psychiatrieschwester, deren Ehemann bei einem Autounfall ums Leben kam. 1966 interviewte ich viele Leute, die den Morgen des 7. Dezember 1941 in Honolulu erlebt hatten; ausnahmslos alle begannen ihre Erzählung über Pearl Harbor, indem sie mir erklärten, was für ein gewöhnlicher Sonntagmorgen es gewesen war. „Es war ein ganz normaler schöner Septembertag“, sagen die Leute noch immer, wenn sie den Morgen in New York beschreiben sollen, an dem American Airlines 11 und United Airlines 175 in die Türme des World Trade Centers geflogen wurden. Sogar der Bericht der 9/11 Untersuchungskommission begann mit diesem ahnungsvollen und doch nichtssagenden erzählerischen Kommentar: „Der Morgen des 11. September 2001, ein Dienstag, brach im Osten der Vereinigten Staaten mit milden Temperaturen und fast wolkenlosem Himmel an.“

„Und dann - vorbei.“ Mitten im Leben sind wir des Todes, sagen Protestanten am Grab. Später wurde mir klar, daß ich die Einzelheiten des Vorfalles allen gegenüber wiederholt hatte, die in den ersten Wochen in die Wohnung kamen, allen Freunden und Verwandten gegenüber, die was zu essen brachten und Drinks machten und den Tisch im Esszimmer für jeweils so viele Menschen deckten, wie zum Mittag- oder Abendessen da waren, auch denen gegenüber, die den Tisch wieder abräumten und die Reste einfroren und die Spülmaschine anstellten und unsere ansonsten leere Wohnung (ich konnte noch nicht *meine* denken) sogar noch füllten, nachdem ich ins Schlafzimmer gegangen war (unser Schlafzimmer, in dem immer noch ein ausgebleicher Frotteebademantel der Größe XL auf dem Sofa lag, gekauft in den 70ern bei Richard Carroll in Beverly Hills) und die Tür zugemacht hatte. An diese Augenblicke, in denen ich jäh von Erschöpfung überwältigt wurde, erinnere ich mich von jenen ersten Tagen und Wochen am klarsten. Ich erinnere mich nicht daran, jemandem die Einzelheiten erzählt zu haben, aber es mußte so gewesen sein, denn alle schienen sie zu kennen. Ich vermutete dann, daß sie die Einzelheiten der Geschichte vielleicht voneinander gehört hatten, verwarf den Gedanken aber sofort: jeder von ihnen kannte die Geschichte zu genau, als daß sie von Mund zu Mund weitergegeben worden sein konnte. Sie kam von mir.

Ich wußte, daß die Geschichte von mir kam, weil keine der Versionen, die ich hörte, jene Einzelheiten enthielt, denen ich mich noch nicht aussetzen konnte, das Blut auf dem Boden im Wohnzimmer zum Beispiel, das dort blieb, bis José am nächsten Morgen kam und es wegwischte.

José. Der zu unserem Haushalt gehörte. Der eigentlich nach Las Vegas hätte fliegen sollen, später an diesem 31. Dezember, dann aber nicht geflogen war.

José weinte am Morgen, als er das Blut wegwischte. Als ich ihm gesagt hatte, was passiert war, hatte er es zuerst nicht begriffen. Ich war sicher nicht die ideale Erzählerin dieser Geschichte, etwas an meiner Version war zu leichthin gesagt und gleichzeitig zu verworren gewesen, etwas an meinem Tonfall hatte verhindert, daß ihm das Wichtigste

an dieser Situation vermittelt wurde (das würde mir später nochmal passieren, wenn ich Quintana davon erzählte), aber in dem Moment, als José das Blut sah, verstand er.

Ich hatte die zurückgelassenen Spritzen und die EKG-Elektroden weggeräumt, bevor er an diesem Morgen gekommen war, aber dem Blut konnte ich mich nicht aussetzen.

Im Abriß.

Es ist jetzt, als ich anfangen, dies aufzuschreiben, der Nachmittag des 4. Oktober 2004.

Vor neun Monaten und fünf Tagen, ungefähr gegen neun Uhr abends am 30. Dezember 2003, schien mein Ehemann, John Gregory Dunne, am Tisch im Wohnzimmer unseres Apartments in New York, an den wir uns gerade zum Abendessen gesetzt hatten, einen heftigen Herzinfarkt zu erleiden (oder erlitt ihn), der seinen Tod verursachte.

Unser einziges Kind, Quintana, lag seit fünf Nächten bewußtlos auf der Intensivstation der Singer Abteilung des Beth Israel Klinikums, zu dieser Zeit ein Krankenhaus an der East End Avenue (es wurde Anfang August 2004 geschlossen), das besser bekannt war unter dem Namen „Beth Israel Nord“ oder „das alte Ärztehaus“. Was wie eine Wintergrippe ausgesehen hatte, die schlimm genug war, Quintana am Weihnachtsmorgen in die Notaufnahme zu bringen, hatte sich inzwischen zu einer Lungenentzündung und einem septischen Schock ausgeweitet. Das hier ist mein Versuch, der Phase, die darauf folgte, einen Sinn abzugewinnen, den Wochen und Monaten, in denen sich jede feste Vorstellung auflöste, die ich jemals vom Tod hatte. Von Krankheit. Von dem, was wahrscheinlich ist und was Glück, was ein glückliches Schicksal und was ein trauriges ist, von dem, was Heirat und Kinder und Erinnerung sind, was Trauer bedeutet und wie Menschen sich mit der Tatsache, daß das Leben irgendwann aufhört, auseinandersetzen oder nicht auseinandersetzen. Davon, wie flüchtig geistige Gesundheit ist, und vom Leben selbst. Ich war mein Leben lang Schriftstellerin. Als Schriftstellerin, sogar schon als Kind und lange bevor das, was ich schrieb, überhaupt veröffentlicht wurde, entwickelte ich ein Gefühl dafür, daß die eigentliche Bedeutung schon im Rhythmus der Worte und Sätze und Abschnitte angelegt ist; eine Technik, um genau das zu verschweigen, was sich, wie ich vermutete, hinter einer immer undurchdringlicheren Fassade befand. Die Art, wie ich schreibe, ist das, was ich bin oder geworden bin, aber in diesem Fall wünschte ich, ich hätte anstelle von Worten einen Schneiderraum, ausgerüstet mit einem Avid, einem digitalen Bearbeitungssystem, wo ich nur einen Knopf drücken müßte, um den Lauf der Zeit zu unterbrechen und Ihnen alle Fragmente der Erinnerung gleichzeitig zeigen zu können, die mich jetzt einholen, ich würde Sie die Aufnahmen aussuchen lassen, ihren sich leicht verändernden Ausdruck, die verschiedenen Lesarten derselben Zeilen. Dies ist ein Fall, in dem ich mehr als Worte

brauche, um die Bedeutung zu finden. Dies ist ein Fall, in dem ich alles brauche, was die Fassade durchdringt oder durchdringen könnte, wenigstens für mich.

2.

30. Dezember 2003, ein Dienstag.

Wir hatten Quintana auf der Intensivstation im sechsten Stock des Beth Israel Nord besucht.

Wir waren nach Hause gekommen.

Wir hatten überlegt, ob wir ausgehen oder zu Hause essen sollten.

Ich sagte, ich würde ein Feuer machen, wir könnten zu Hause essen.

Ich machte Feuer, ich bereitete das Essen, ich fragte John, ob er was trinken wolle.

Ich goß ihm einen Scotch ein und brachte ihm das Glas ins Wohnzimmer, wo er lesend im Sessel neben dem Feuer saß, wie gewöhnlich.

Das Buch, das er las, war von David Fromkin, ein gebundener Fahnenabzug von *Europas letzter Sommer. Die scheinbar friedlichen Wochen vor dem Ersten Weltkrieg.*

Ich machte das Essen fertig, ich deckte den Tisch im Wohnzimmer, wo wir, wenn wir allein zu Hause waren, mit Blick auf das Feuer essen konnten. Ich hebe dieses Feuer so hervor, weil Feuer für uns wichtig waren. Ich wuchs in Kalifornien auf, John und ich lebten gemeinsam vierundzwanzig Jahre dort, in Kalifornien heizten wir unsere Häuser, indem wir Feuer machten. Wir machten sogar an Sommerabenden Feuer, weil der Nebel hereinkam. Das Feuer sagte uns, wir waren zu Hause, der Kreis schloß sich, wir waren sicher für die Nacht. Ich zündete die Kerzen an. John bat um ein zweites Glas Scotch, bevor er sich hinsetzte. Ich gab es ihm. Wir setzten uns. Meine Aufmerksamkeit galt dem Umrühren des Salats.

John redete, dann redete er nicht.

An einem Punkt innerhalb der Sekunden oder der Minute, bevor er zu sprechen aufhörte, hatte er mich gefragt, ob ich beim zweiten Glas Single Malt Scotch verwendet hatte. Ich sagte nein, ich hätte denselben Scotch verwendet wie beim ersten Glas. „Gut“, hatte er gesagt. „Ich weiß nicht warum, aber ich glaube, man sollte sie nicht vermischen.“ An einem anderen Punkt innerhalb dieser Sekunden oder dieser Minute hatte er darüber geredet, warum der Erste Weltkrieg der entscheidende Augenblick war, dem der gesamte Rest des Zwanzigsten Jahrhunderts entströmte.

Ich habe keine Ahnung, bei welchem Thema wir gerade waren, beim Scotch oder beim Ersten Weltkrieg, als er plötzlich aufhörte zu reden.

Ich erinnere mich nur, daß ich aufsaß. Seine linke Hand war erhoben, und er war zusammengesackt, reglos. Zuerst dachte ich, er mache einen mißglückten Scherz, einen Versuch, die Schwierigkeit des Tages erträglicher aussehen zu lassen.

Ich erinnere mich, daß ich sagte: *Hör auf damit.*

Als er nicht reagierte, war mein erster Gedanke, daß er schon angefangen hatte zu essen und sich dabei verschluckt hatte. Ich erinnere mich, wie ich versuchte, ihn soweit wie möglich von der Lehne wegzurücken, um ihm auf den Rücken klopfen zu können. Ich erinnere mich, wie sich sein Gewicht anfühlte, als er nach vorn fiel, zuerst gegen den Tisch, dann auf den Fußboden. In der Küche hatte ich eine Karte mit den Nummern für den Rettungswagen vom New York Presbyterian-Krankenhaus neben das Telefon geklebt. Ich hatte die Nummern dort nicht hingeklebt, weil ich einen Moment wie diesen voraussah. Ich hatte die Nummern neben das Telefon geklebt für den Fall, daß jemand aus dem Haus einen Notarzt brauchte.

Jemand anderes.

Ich rief eine der Nummern an. Ein Dispatcher fragte, ob er atmete. Ich sagte: *Kommen Sie her.*